

Sonabend, den 19. Februar 1972, 20.00 Uhr

Sonntag, den 20. Februar 1972, 20.00 Uhr

Festsaal des Kulturpalastes Dresden

6. ZYKLUS - KONZERT

UND 6. KONZERT IM ANRECHT C

Dirigent: Lothar Seylath
Heinz Lerner, Dresden
 Sopran: ~~Monika Treml, Leipzig~~
 Hannelore Katterfeld, Berlin, Alt
 Günter Neumann, Berlin, Tenor
 Siegfried Lorenz, Berlin, Bariton

Chor: Philharmonischer Chor Dresden
 Einstudierung Wolfgang Berger

Rudolf Wagner-Régeny
 1903–1969

Gesänge des Abschieds für Bariton und Orchester
 nach Dichtungen von Hermann Hesse
 Wie sind die Tage
 Abendgespräch
 Gang bei Nacht
 Nach dem Fest
 Der Künstler

Uraufführung

Wolfgang Amadeus Mozart
 1756–1791

Sinfonie g-Moll KV 183
 Allegro con brio
 Andante
 Menuetto
 Allegro

PAUSE

Johann Sebastian Bach
 1685–1750

Kantate Nr. 206 „Schleicht, spielende Wellen“
 für Sopran, Alt, Tenor, Bariton, Chor, Orchester und
 Continuo
 Text frei nach der Umdichtung von
 Wilhelm Rust und Woldemar Voigt

ZUR EINFÜHRUNG

Rudolf Wagner-Régeny, am 28. August 1903 in Saaz-Regen (Sachsen-Böhmen) geboren, verbrachte Kindheit und Schulzeit noch in der verfallenden österreichisch-ungarischen Monarchie. Kurz nach dem ersten Weltkrieg begann er sein Studium am Leipziger Konservatorium, siedelte aber bald nach Berlin über, um hier nach Studien bei R. Kosselt, F. E. Koch, E. N. von Rezniček, F. Schrieker und S. Ochs 1923 seine musikalische Ausbildung abzuschließen. In den Jahren 1927 bis 1931 reiste er mit Rudolf von Laban und seiner Kammersängerin als dessen Kapellmeister und Komponist durch Deutschland, die Schweiz und Holland. 1929 trat Wagner-Régeny in Essen mit dem Bühnenbildner, Maler und Schriftsteller Caspar Fehrer zusammen, der ihn in der Folgezeit, beginnend mit dem „Günstling“, die Textbücher für seine bekanntesten Opern leitete, die den Namen des Komponisten in die Welt trugen. Der entscheidende Durchbruch gelang 1935 mit der überaus erfolgreichen Uraufführung des „Günstling“ an der Staatsoper Dresden unter Karl Böhm, die schlagartig Wagner-Régeny in die vordere Reihe der zeitgenössischen deutschen Opernkomponisten rückte. Im 1939 folgten – unter Herbert von Karajan – die „Bieger von Calais“ in Berlin, sodann 1941 an der Wiener Staatsoper „Johann Bock“ unter Leopold Ludwig. Dann, 1943, wurde der Künstler zum Militärdienst einberufen, der schwere gesundheitliche Schädigung brachte. 1947 wurde Wagner-Régeny zum Direktor der neugegründeten Musikhochschule Kottbus sowie zugleich zum Professor und Leiter der Meisterklasse für Komposition ernannt. 1950 erfolgte seine Berufung als Professor für Komposition an die ebenfalls neugegründete Deutsche Hochschule für Musik in Berlin, wo er bis 1958 wirkte. Gleichzeitig leitete er eine Meisterklasse für Komposition an der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin. Mit dem zensurlosen Oratorium „Prometheus“ (nach Aeschylus) wurde 1959 das neubauerte Haus des Staatstheaters Kassel eingeweiht. 1961 gelangte während der Salzburger Festspiele die Hermannsdorf-Oper „Das Bergwerk zu Falun“ zur Uraufführung. Der Komponist verstarb am 18. September 1969 in Berlin.

Wagner-Régeny, Nationalpreisträger, Ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin wie auch Mitglied der Akademie der Künste in Westberlin und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zu München, eine der prominentesten Komponistenpersönlichkeiten unserer Republik, war vor allem Opernkomponist, der sich namentlich in den Meiner-Opern der mittleren Schaffensperiode als legitimer Fortsetzer des von Bruch und Weill begründeten gesellschaftskritischen, lehrlust-epischen Musiktheaters erwies. Aber auch verschiedene gewichtige Orchester- und Kammermusikwerke, Klavierstücke, Lieder und Kantaten demonstrieren eindringlich seine auf stärkste Verdichtung der melodischen Linien bedachte Tonsprache, die das Laute, das Offene und die Klangschweiger bewußt vermeidet. Seine oratorische „Kunst der Aussparung“ verbindet strenges Formbewußtsein, kunstvolle lineare Stimmenführung, hohen Klangcharakter mit innerer Gespanntheit des Ausdrucks. Busonis neoklassizistische Bestrebungen führte Wagner-Régeny in seinem Spätchaffen zur Synthese mit der subjektiv modifizierten Dodekaphonie.

Die Konzertbesucher der Dresdner Philharmonie hatten in den letzten Jahren verschiedentlich Gelegenheit, mit der neuesten Werke des Dresdner so sehr verbundenen Komponisten bekannt zu werden. Erinnerung sei an die denkwürdigen Uraufführungen der Kantaten „Schir-Hochstein“ (1966) und „An die Sonne“ (1971), an die Entaufführung der „Mythologischen Figuren“ (1969) und auch an die Uraufführung der Hesse-Klavierlieder (1969). Heute gelangen nun posthum jene Gesänge des Abschieds, ebenfalls nach Dichtungen von Hermann Hesse, zur Uraufführung, die Wagner-Régeny – zunächst mit Klavierbegleitung – in ahnungsloserem Wissen um die Schwere seiner Krankheit 1968 schrieb. Diese Gesänge sowie einige Lieder nach Texten von Wedekind und Fontane (1969) sollten die letzten Kompositionen sein, die ihn zu vollenden beschieden waren. Die heute erklingende kammermusikalisch-subtile Orchesterfassung der „Ge-

sänge des Abschieds“ schuf der Komponist noch in seinem Todesjahr. So darf der Werkteil als eine besonders persönliche und im Hinblick auf seinen baldigen Tod beziehungsweise Formulierung vorstanden werden. Im November 1968 notierte Wagner-Régeny nachstehende Zeilen, die an Stelle einer Einführung in den Zyklus stehen mögen:

„Keine Worte sind weder Rechtfertigung, noch Entschuldigung. Sie sollen Klarheit erzeugen über einen Gegenstand, der der Verworfenheit anheimgefallen ist: Wir haben es uns leider angewöhnt, einen oberflächlichen Optimismus zum Maßstab zu setzen für aufbauende, lebensfördernde Kräfte, die in musikalischen Werken zu finden sind. Dabei reicht die Skala menschlicher Empfindungen von tiefen, depressiven Stimmungen bis zu kräftigen, lauten Auserwungen. Freilich sind die Wertegrade bestimmt dadurch, worauf der Gegenstand sich bezieht. Man sollte meinen, daß zwei Jahrzehnte Lebens in einer Menschheitsgemeinschaft, die sich im Gegensatz zu früheren Epochen durch die Erkenntnis des Besonderen, Schönen und Wahnhaltigen auszeichnet, dahin geführt haben, alle Regungen zu billigen, sofern sie keinen destruktiven Willen kundtun. Wenn „Gesänge des Abschieds“ geschrieben werden, mögen diese Lieder von großer Traurigkeit zeugen. Positivistisch sind sie keineswegs! Denn die Tatsache, daß sie geschrieben wurden, zeigt davon, daß die Beschreibung der Trauer ihre Ursache zwar nicht behebt, doch besänftigt und dadurch überwinden hat – Es führen Einsicht und Überwindung immer dahin: gewesenenes Unheil zu einigtem, unwiderstehlichem Gedächtnis zu machen.“

Der Ernst des Lebens, ja seine Tragik, scheint dem 17jährigen Wolfgang Amadeus Mozart schon bewußt gewesen zu sein, als er seine „kleine“ g-Moll-Sinfonie KV 183 im Jahre 1773 schrieb (die „große“ KV 550 entstand 1788 – drei Jahre vor seinem Tod). Die kontrastreiche Dynamik, die plötzlichen Ausbrüche, die starken Akzente, die Gegenstrom des Werkes – all das weist auf persöhnliches leidvolles Erleben, Schmerzlichen, elegischen Charakter besitzt das im Einklang vorgebrachte Hauptthema des ersten Satzes (Allegro con brio) mit seinem typischen Septapertur. Das Andante ist kurz, aber konzentriert und zeigt erregte Vorhaltethematik. Vor herber Entschlossenheit ist der Menuett-Hauptsatz; im Trio entfalten die Bläser allein G-Dur-Freudigkeit. Wie in der „großen“ g-Moll-Sinfonie, deren Stimmungsmerkmale hier in manchen vorwaggenommen werden, wird die Finales des Menuett-Triums ausgebildet. Thematische Beziehungen bestehen auch – in synkopischen Bildungen, Akzenten – zum ersten Satz. Diese neue thematische Einheitlichkeit, die Mozart hier erstmals entwickelt hat für die zyklische Form der Sinfonie, die Einheit der Gattung wesentliche Bedeutung gehabt.

Johann Sebastian Bachs Kantate Nr. 206 „Schleicht, spielende Wellen“ ist nicht mit Sicherheit datierbar. Vermutlich wurde sie anlässlich des Geburtstages Augusts III., Kurfürst von Sachsen, König von Polen, 1736 in Leipzig dargeboten und als Namenstagskantate 1740 erneut aufgeführt. Aus der ursprünglichen Huldigungskantate für August III., in der die Flüsse der sächsisch-polnischen Lande als redende Personen in Erscheinung treten, ist in der unserer heutigen Aufführung zugrunde liegenden Umdichtung des (nicht eben verworrenen) Originaltextes eine Frühling-Kantate geworden, die das spezifische naturpoetische Kolort der Badischen Musik weitgehend verliert. Die Autoren der festlichen Neufassung sind Wilhelm Rust (1822–1899), seit 1880 Leipziger Thomaskantor, der mit der Umkehrung des Eingangschlores begann, und Woldemar Voigt (1890–1919), der Göttinger Physiker und Musikchriftsteller, der die Arbeit weiter vorantrieb. Die bereits mehrfach, u. a. bei verschiedenen Bach-Festivals erprobte Fassung, wurde für die heutige Aufführung in Details überarbeitet. Struktur und Musik der Kantate, die viele Kostbarkeiten Bachscher Kunst enthält, wurden in keiner Weise angetastet. Zwei akkordisch-polyphone Chöre umrahmen die Rezitative und Arien der Solostimmen, die mannigfaltige instrumentale Behandlung aufweisen.